Übersetzter Brief des ehemaligen Zwangsarbeiters Slawomir W.

Archivsignatur: dzsw1388

Xxxx

1944 war ich 20 Jahre alt. 1940 wurden wir aus Łódź, damals Litzmannstadt, in das sogenannte Generalgouvernement ausgesiedelt; wir wohnten in der Gegend von Krakau. 1942 siedelten wir nach Warschau über, um in der Nähe unserer Familie zu sein. In Warschau begann ich nach der Aufnahmeprüfung die Ausbildung an der sogenannten Fachschule 2. Grades. 1944 schloss ich diese Schule mit dem Diplom des Technikers-Chemikers ab.

Im Juli 1944, als die Offensive der sowjetischen Armee anrückte, wurden alle Gebäude in der Targowa-Straße an der Weichsel (der damaligen Hauptstraße des Stadtbezirks Praga, das am östlichen Ufer der Weichsel lag) umstellt. Laut Befehl des Militärs sollten die Bewohner alle Häuser in dieser Zone bei Todesstrafe räumen. Alle Frauen, Kinder und alte Männer wurden freigelassen und die übrigen Männer, die arbeitsfähig waren, wurden interniert.

Zunächst blieben wir in der ehemaligen Kaserne in der Il-Listopada-Straße, dann brachte man uns mit der Schmalspurbahn nach Jabłonna bei Warschau. Von dort gelangten wir nach einem langen, erschöpfenden Fußmarsch in Kolonnen unter Militärbewachung zu den einstigen Befestigungen aus dem 1. Weltkrieg bei der Ortschaft Nieporęt. Diejenigen, die waghalsig zu fliehen versuchten, blieben für immer in dem nahen Wald. Während des Marsches sahen wir Warschau brennen, da dort der Aufstand begann. Weil die sowjetische Offensive immer näher kam, wurden wir gezwungen, Schützengräben in der Nähe von Nieporęt auszuheben. Um die Fluchtversuche zu verhindern, drohte man, jeden zehnten zu erschießen. Das Abzählen in der Reihe: eins, zwei... zehn, verlief nicht ohne Aufregung. Zum Glück erfüllte man die Drohung nicht, die Front hielt an, und wir wurden mit der Bahn nach Berlin-Wilhelmshagen in ein Übergangslager gebracht. Von dort verteilte man uns nach einiger Zeit an bestimmte Arbeitsstellen.

Übersetzter Brief des ehemaligen Zwangsarbeiters Slawomir W.

Archivsignatur: dzsw1388

Da ich vorsorglich als Beruf „Buchhalter“ angab, teilte man mir die Arbeit als Hilfsarbeiter bei der Reichsbahn zu sowie die Unterkunft in Dreilinden, in einem Arbeitslager. Das Lager lag inmitten der Wälder, in der Nähe vom Wannsee. Die Arbeitsstelle war der Güterbahnhof vom Anhalterbahnhof. Vor der Arbeit als gewöhnlicher Arbeiter retteten mich meine Deutschkenntnisse, die ich an Gymnasium erworben hatte. Eine Zeit lang war ich also ein Vorarbeiter, dann ein Packer (beide Bezeichnungen auf Deutsch – Anm. d. Ü.). Dank dieser Arbeit zog ich mir eine Herzkrankheit zu. Ich war zu jung und zu schwach, um die Arbeiter, die die Ware auf den Karren transportierten, dazu zu bringen, sie ordentlich in die Waggons zu verladen. Zum Glück gab es im Lager einen Arzt, einen Franzosen (ebenso Zwangsarbeiter). Er untersuchte mich und gab mir eine Überweisung ins Krankenhaus in Berlin, wo man von mir ein EKG machen sollte. Die Ergebnisse dieser Untersuchung waren nicht besonders gut, und aufgrund dessen teilte man mir eine leichtere Arbeit an der Zugabfertigungsstelle zu. Schließlich landete ich im Büro des Güterbahnhofs als Bote zwischen einzelnen Abteilungen.

Man kann nicht umhin, die ständige Lebensbedrohung zu erwähnen, die aus den ständigen Bombardierungen (schweren amerikanischen Luftangriffen tagsüber, britischen Störangriffen abends) resultierte.

Als Ergänzung unserer kargen Ernährung (wenn ich mich recht entsinne, gab es z.B. ein kleines Stückchen Magarine pro Woche) gab es die Möglichkeit, etwas Eßbares in der Kantine zu kaufen (Steckrübensuppe plus ein paar Kartoffeln). In Berlin konnte man Bier ohne Lebensmittelkarten (zugegeben: sehr gutes) bekommen. Das Kulmbacher Bier schmeckte mir sehr. Ohne Lebensmittelkarten konnte man auch Salate bekommen, z.B. den sogenannten ,,Muschelsalat" (Steckrüben, Spuren von Kartoffeln, Schneckenfleisch). Nachdem man zehn Portionen von solchem Salat aufgegessen und das Ganze mit dem Bier herunter gespült hat, wurde die Leere im Magen ein wenig kleiner. Geradezu erstaunlich, daß man nach solchen ,,Leckereien" keine Magenschmerzen hatte.
Für was also das verdiente Geld ausgeben? Man konnte Zeitungen kaufen. Ich kaufte mir ,,Das Reich" und die ,,Nachtausgabe" (Nachtausjabe, wie die Berliner sagten). Zweimal war ich im Kino, wobei ich mein an die Jacke angenähtes ,,P" unter dem Mantel versteckte. Das waren Musikfilme mit Marika Rökk.

Übersetzter Brief des ehemaligen Zwangsarbeiters Slawomir W.

Archivsignatur: dzsw1388

Da wir uns frei bewegen konnten, besichtigte ich eines Sonntags Potsdam und das Schloß Sans-Souci.

Die Unterkunft in Dreilinden war gut, da es ein neu erbautes Lager war. Von Zeit zu Zeit explodierten dort Bomben, denn die Engländer entdeckten, daß es dort - wie man sagte - eine unterirdische Munitionsfabrik gab.

Von Freizeit konnte man kaum reden. Die Arbeitszeit dauerte von 6 Uhr früh bis 15.30, manchmal länger. Wenn man die Hin- und Rückfahrtszeit dazurechnete, beschränkte sich die Freizeit auf die Erholung nach dem Mittagessen. Lediglich sonntags konnte man Berlin besichtigen. Berlin machte einen unangenehmen Eindruck. Die Häuser waren durch die amerikanischen teppichartigen Luftangriffe zerstört, die Dächer waren weiß von den Phosphorbomben, es gab immer wieder Bombardierungen. Gott sei Dank, niemand von unserer Gruppe ist durch die Bomben umgekommen. Schrecklich. Schwierigkeiten mit Wasser, Frauen und alte Männer in langen Warteschlangen, um Wasser von den Hydranten zu holen.

Mit meiner Familie hatte ich keinen Kontakt.

Die Beamtinnen am Güterbahnhof, sowie meine unmittelbaren Vorgesetzten behandelten mich gut. Die letzteren waren alte, kultivierter Bahnbeamte. Gemeinsam mit ihnen erlebte ich diese schreckliche Kriegszeit.

Meine einzige negative Erfahrung aus dieser Zeit war die Begegnung mit einem Parteigenossen, der die Arbeit der Arbeiter kontrollierte. Zu dieser Zeit arbeitete ich noch als Packer und zu meinen Pflichten gehörte es, aufzupassen, daß der Laderaum der Güterwaggons entsprechend ausgenutzt wurde. Leider hatte der 20jährigr Junge, nicht gewöhnt an die schwere körperliche Arbeit, keine Möglichkeit, die Arbeiter von den Karren dazu zu bringen, die Pakete im Waggon entsprechend zu verteilen. Sie warfen die Ware hin und verschwanden. Mit Schrecken erinnere ich mich an solche kleinen Holzkisten, in denen wohl Schrauben, Muttern und andere Eisenteile waren, die ich nicht imstande war,

hochzuheben. Und da erschien jener Parteigenosse. Da habe ich nicht schlecht etwas abbekommen. Leider erwiesen sich in solchen Konfliktsituationen meine Deutschkenntnisse als verheerend. Ich wollte ihn beschwichtigen und sagte im guten Glauben: „Keine Angst!“. Gerade das machte ihn rasend. Er drohte mit der Gestapo und dem Konzentrationslager.

Die Bedingungen im Lager Dreilinden waren insofern angenehm, da es ein ausschließlich polnisches Lager war. Leider hat manchmal das Gute sein Ende.

Vor dem Ende des Krieges brachte man mich ins Lager in Grundewald bei Bernau. Dort war es ein polnisch-russisches (oder –ukrainisches) Lager. Auf die wohl ein paar Zehnte Polen fielen dreimal so viele Arbeiter aus dem Osten (obgleich nicht nur sie). Es gab dort ganze Familien mit Kleinkindern. Nach dem römischen Prinzip „teile und regiere“, gab man uns um 50 Gramm Brot mehr, und die Ernährung war äußerst miserabel. Oft verbrachten wir die Zeit in den Splittebunkern, wegen der ständigen englischen Luftangriffe. Jetzt arbeitete ich nicht mehr am Anhalterbahnhof, sondern beim Aufheben der Schäden auf den Eisenbahngleisen, die nach Bombardierungen entstanden waren.

Der Lagerführer war ein kultivierter Mensch, dagegen war sein Stellvertreter ein gemeiner Schuft. Er drohte uns mit seiner Peitsche und mit dem riesengroßen Schäferhund. Für uns war es um so schmerzhafter, da er aus Schlesien stammte und - wie man sagte - ein Kommissar bei der polnischen Polizei vor dem Krieg gewesen sei. Kein Wunder, daß die sowjetischen Panzersoldaten ihn gleich nach der Eroberung des Lagers auf der Stelle erschossen. Der Lagerführer, der ein Mensch war, überlebte.

So geht langsam meine Geschichte zu Ende. Teils zu Fuß, teils mit einem verlassenen Wagen und schließlich mit einem Güterzug inmitten von zerstörten Kanonen und Panzern kehrte ich Anfang Mai nach Hause nach Łódź.

Noch ein paar Worte zu meinem weiteren Schicksal. Nach meiner Rückkehr aus dem Lager fand ich meine Familie gesund vor. Noch im September 1945 bestand ich die Aufnahmeprüfung und begann das Studium an der Lodzer Universität im Fachbereich Chemie. 1950 schloß ich das Studium ab. Ich arbeitete als Assistent an der Medizinischen

Übersetzter Brief des ehemaligen Zwangsarbeiters Slawomir W.

Archivsignatur: dzsw1388

Akademie. 1960 promovierte ich im Fachbereich Chemie xxxx Meine Deutschkenntnisse sind jetzt meiner Enkeltochter nützlich, die an der Schule Deutsch als die erste Fremdsprache lernt.